

Die Vorgeschichte und die Ereignisse des Burenkrieges genau dokumentiert und kurz kommentiert hat Pieter G. Cloete. So ist es möglich, prägnant zu erfassen, was an welchem Tage des Krieges auf welchem Kriegsschauplatz stattfand. Die Kommentierungen beschränken sich oftmals auf Zitate aus relevanter Literatur. Diese werden exakt ausgewiesen. Abbildungen beschränken sich auf Porträts von Akteuren. Auch in diesem Buch wird deutlich, daß die Annahme vom »Krieg des weißen Mannes« der Vergangenheit angehört. Immer wieder wird auf die Einbeziehung der Afrikaner in den Krieg eingegangen. Statistische Analysen zur Bewaffnung, zu den Kriegsverlusten sowie ein ausführlicher Index beschließen den äußerst informativen und hilfreichen Band, der sowohl als Nachschlagewerk als auch zur durchgehenden Lektüre geeignet ist.

*Ulrich van der Heyden*

*Barbara Beßlich, Wege in den »Kulturkrieg«. Zivilisationskritik in Deutschland 1890–1914, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000, IX, 416 S., DM 98,- [ISBN 3-534-14930-0]*

Parallel zur militärischen Auseinandersetzung im Ersten Weltkrieg lieferten sich die europäischen Schriftsteller und Wissenschaftler ein geistiges Gefecht, welches schon die Zeitgenossen als »Kulturkrieg« bezeichneten. In ihrer Freiburger Dissertation untersucht Barbara Beßlich die Vorgeschichte dieser Auseinandersetzung für die deutsch-österreichische Seite anhand von vier einflußreichen Persönlichkeiten: in den Blick genommen werden der damals auch im Ausland vielfach rezipierte Philosoph und zweite deutsche Literaturnobelpreisträger Rudolf Eucken, Thomas Mann, der wandlungsreiche Schriftsteller der Wiener Moderne Hermann Bahr und der Nationalökonom Johann Plenge. Alle vier exponierten sich im Kulturkrieg. Eucken ist dabei von der Quantität der Texte und Vorträge unerreicht, Thomas Mann irritiert bis heute seine Anhängerschaft mit seinen Weltkriegstexten, Hermann Bahrs Modernität steht neben seinem affirmativen Weltkriegsengagement für die Mittelmächte, und Johann Plenge lieferte mit dem Stichwort der »Ideen von 1914« das bis heute gängige Etikett für den deutschen Kulturkrieg. Beßlich will nun nicht, wie so oft geschehen, die Kriegsphilosophie dieser Denker mit einem ideologiekritischen Kopfschütteln registrieren, vielmehr will sie selbige aus einer Gemeinsamkeit dieser ansonsten so – auch in der Kriegszeit, was häufig übersehen wird – heterogenen Schriftsteller erklären: einer Zivilisationskritik, die bis in die 1890er Jahre zurückreicht. Den Grund für dieses Phänomen sieht Beßlich in der Modernisierungsdynamik des Zeitalters, dem Kompetenzverlust der Geisteswissenschaften und dem einsetzenden »Organisierten Kapitalismus«, der heute als »Korporativismus« (Hans-Ulrich Wehler) bezeichnet wird.

Die vier vorgestellten Autoren werden in zwei Lager eingeteilt: die im 19. Jahrhundert verwurzelten, von Beßlich nicht präzise definierten Neoidealistinnen und die am 20. Jahrhundert orientierten Kapitalismuskritiker. Dieses Konzept von Beßlich kann nicht überzeugen. Auf den Neufichteaner Eucken trifft das Rubrum »Neoidealist« sicherlich zu, wenn auch Friedrich Wilhelm Graf auf die positivistischen Anteile in Euckens »neoidealistischer Universalintegration« hingewiesen hat. Bei Thomas Mann finden sich in der Weltkriegspublizistik, wobei sich Beßlich vornehmlich auf dessen im September 1914 in der *Neuen Rundschau* publizierten Aufsatz

»Gedanken im Kriege« konzentriert, ebenfalls neoidealistische Versatzstücke. Aber Plenge war als Neuhegelianer ein Neoidealist par excellence und die Rubrik »Kapitalismuskritik« ist kein Abgrenzungskriterium, war sich die Weltkriegspublizistik in der Abgrenzung vom kapitalistischen England doch einig. Und der Blick auf weitere Neoidealistinnen wie Paul Natorp, der den Ersten Weltkrieg wie Eucken neufichteianisch bewältigte, zeigt, daß auch im Neoidealismus der Sozialismusbegriff gängig war. Ebenso ist die zeitliche Verankerung von Beßlich nicht plausibel, macht sie doch selbst auf Thomas Manns Orientierung am 18. Jahrhundert aufmerksam. Mit Blick auf andere Autoren ergibt sich hier auch kein Gegensatz: das idealistische Erbe des 18./19. Jahrhunderts sollte in der Weltkriegsphilosophie für die neue Zeit aktualisiert werden.

Sind die Kategorien von Barbara Beßlich also anzweifelbar, so liefert ihre Studie gleichwohl wichtige Ergebnisse. In zweifacher Hinsicht erweitert sie den Forschungsstand: sie differenziert die Weltkriegspublizistik, indem sie den am Persönlichkeitsideal und der Innerlichkeit orientierten Eucken scharf mit dem »kalten« Organisationstheoretiker Plenge kontrastiert. Die Weltkriegsphilosophie wird so jenseits der Einheitlichkeit suggerierenden Redeweise von den »Ideen von 1914« inhaltlich aufgefächert. Zum anderen destruiert sie die oberflächliche Rubrizierung der Weltkriegsphilosophie unter dem Stichwort »Nationalismus«. Denn während die Zivilisationskritik, die Kritik an der Mechanisierung (Eucken), am »Betrieb« (Bahr), am Kapitalismus (Plenge) übte und Thomas Manns Dichotomisierung von Kultur und Zivilisation in der Vorkriegszeit, teilweise schon ab 1890 entworfen wurde, kamen vorsichtige Ansätze nationalistischer Aufladung der Zivilisationskritik erst ab 1910, und in ihrer aggressiven Wendung nach außen erst im Kriege hinzu. Damit bestätigt Beßlich die These Hermann Lübbers von einem Umschlagen einer philosophischen Distanz zur Politik in eine Überidentifikation mit Beginn des Ersten Weltkrieges. Nicht der Nationalismus ist also der Schlüssel zum Kulturkrieg, sondern die zuvor sich unpolitisch gerierende, nicht national definierte Zivilisationskritik, vor der das Vaterland in der Vorkriegszeit keineswegs verschont blieb.

Obwohl die Versuchung angesichts der Themenstellung sicherlich nahe liegt, umschifft Beßlich mit Hilfe des Steuermanns Nipperdey doch sehr geschickt die Klippen eindeutiger Kontinuitätsbehauptungen und einer nachträglichen Teleologisierung. Denn in beide chronologische Richtungen differenziert Beßlich: Wie gezeigt sucht sie Nationalismus nicht dort, wo er kaum zu finden ist. Und andererseits hütet sie sich davor, überall »Vorläufertum« zu sehen. Bei Plenge ist hier die Versuchung am größten, denn er diente sich nach 1933 Alfred Rosenberg an und stilisierte sich zum Erfinder des Nationalsozialismus – in ähnlicher Weise übrigens wie Eucken sich im Ersten Weltkrieg fälschlicherweise als nationaler Wegbereiter des Kulturkrieges darzustellen versuchte. Doch Plenge hatte die Rationalität und die Bedeutung des Staates allzusehr privilegiert, so daß Beßlich ihn nicht einmal eindeutig in die Vorgeschichte der Konservativen Revolution stellen mag. Freilich streicht Beßlich heraus, daß Plenges »Ideen von 1914« schon in seinen Ideen *vor* 1914 enthalten waren, wenn auch Plenges Sozialismus *expressis verbis* erst im Weltkrieg zu einem *nationalen* Sozialismus wurde.

Die Verortung Plenges als konservativ oder rechts scheint mir dagegen als zu eindeutig. Zwar meinte der Sozialismusbegriff bei Plenge wie bei so vielen Denkern der Weltkriegsphilosophie keineswegs eine ökonomische Theorie, sondern eine Gesinnung des gemeinschaftlichen Handelns im Rahmen eines starken Staates.

Gleichwohl hat die Forschung sehr detailliert Plenges Verbindungen zur Gruppe der SPD-Linken um Konrad Haenisch in der zweiten Kriegshälfte und Plenges Hoffnungen auf die Sozialdemokratie insgesamt herausgearbeitet, worauf Beßlich nur am Rande eingeht. Zum anderen fängt Beßlich nicht ein, daß es Plenge mit seinen »Ideen von 1914« nicht um eine Frontstellung gegen die »Ideen von 1789« ging. Die Fassung dieses Ideenverhältnisses als kontradiktorisch oder auch nur konträr, wie sie bei dem Schweden Rudolf Kjellén anklang, kritisierte Plenge hart. Vielmehr ging es ihm um eine Aufhebung der »Ideen von 1789« durch, aber auch in die »Ideen von 1914«.

Bei der Behandlung Rudolf Euckens wird die Problematik der zeitlichen Einengung der Studie von Beßlich deutlich. So haben die Forschungen Uwe Dathes ergeben, daß Eucken nach der Anfangseuphorie 1914 zunehmend liberale Töne anschlug und seine anfängliche Weltkriegsphilosophie deutlich abschwächte.

Als Desiderata der Forschung nennt Beßlich, deren Studie im übrigen eine bilanzierende Schlußbetrachtung gutgetan hätte, u.a. die jüdische Beteiligung und die zeitgenössische Kritik am Kulturkrieg. Während ersteres mittlerweile durch die Habilitationsschrift von Ulrich Sieg behoben ist, ist das zweite Desiderat angesichts der Bandbreite der Kritik tatsächlich vorhanden. Mit Gustav Radbruch und Max Weber zeigt Beßlich eine Linie der Kritik am Kulturkrieg selbst auf: die Kritik an der Indienstnahme eines wissenschaftlichen Gehäuses für die weltanschaulich-politische Auseinandersetzung. Aber auch bei denen, die sich mit dem Kulturkrieg identifizierten, scheinen viele Zwischentöne durch. So findet man auch in den frühen Weltkriegstexten Ernst Troeltschs kritisches Potential.

Daneben müßte die deutsche Seite mit der alliierten Seite auch in der Forschung konfrontiert werden, hier hinkt man den damaligen Zeitgenossen hinterher, die teilweise sehr genau die Stellungnahmen ihrer einstmaligen in der gleichen internationalen »scientific community« beheimateten Kollegen wahrnahmen. Erst dann kann der Kulturkrieg auch wirklich als Krieg erkannt werden, d.h. als ein mit geistigen Waffen geführtes Gefecht zwischen Kriegern des Geistes.

*Peter Hoeres*

*Sönke Neitzel, Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1999, 453 S., DM 98,- [ISBN 3-506-76102-1]*

»Ungeheure Ländermassen kommen in den verschiedensten Weltteilen in den nächsten Jahrzehnten zur Verteilung. Die Nationalität, die dabei leer ausgeht, ist in der darauf folgenden Generation aus der Reihe der großen Völker, die dem Menschengestalt seine Prägung geben, ausgeschieden.« Mit diesen Worten beschrieb Hans Delbrück 1897 in den »Preußischen Jahrbüchern« das zentrale Axiom des wilhelminischen Imperialismus: die Überzeugung von der unabdingbaren Notwendigkeit imperialistischer Expansion als Voraussetzung für den Fortbestand der Großmachtstellung des Deutschen Reiches. Nur als »Weltmacht« – so die weitverbreitete Überzeugung – werde das Reich weiterhin in der Lage sein, eine gleichberechtigte Rolle im Konzert der »großen Mächte« zu spielen.

Diese Überzeugung von der Notwendigkeit imperialistischer Expansion war, wie Sönke Neitzels Buch zeigt, keine Besonderheit des deutschen Imperialismus,